

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 4

Beilage zur Gleichheit

1910

**Inhaltsverzeichnis:** In der Zelle. Von Jan Kasprowitz. — Fritz Reuter. Von Clara Zeitlin. — Von guten und schlechten Vätern für unsere Kinder. I. Von Roland. — Feuilleton: Kampf und Not. Von Fritz Reuter. — Der Apachenüberfall. Von Owen Wisler. (Fortsetzung.)

## In der Zelle.

Von Jan Kasprowitz.

Wie früh, was heute meine Augen sahen!  
Es fiel ein Reif, verkündend Winters Nahen.  
Die Bäume im Gefängnishof erbleichten,  
Die gestern mir noch grüne Kronen reichten.

Die Sonne, mag sie feurig jetzt noch leuchten,  
Legt früh die kühlen Hände auf den feuchten  
Und düstern Rasen, der, von Todeschauer  
Erfahrt, die welken Halme senkt in Trauer.

So hab' ich meinen Gang bald eingestellt  
Und keh' in meine Zelle trüb zurück  
Und sinn': Wie steht wohl aus mein Heimatsfeld?

Sind dort im Frost die Körner gar erstarrt,  
Die meine Brüder einst gesät im Glück?  
Harrt Ihrer drum ein Schicksal, schwer und hart?

o o o

## Fritz Reuter.

Am 7. November hat sich zum hundertstenmal der Geburtstag Fritz Reuters gefeiert. Es ist uns unmöglich, heute hier der Bedeutung des Dichters gerecht zu werden, der vollständig geworden wie wenige, Hunderttausenden die frostige, graue Alltäglichkeit mit Wärme und bunten Lichtern erfüllt hat. Jedoch wenigstens ein flüchtiger Umriß seines Lebens sei an dieser Stelle gegeben, der die Genossinnen anregen möge, zum mindesten das Folgende über Reuter nachzulesen: den Artikel von Franz Mehring im Feuilleton der „Neuen Zeit“ Nr. 5; die Feilschrift der Buchhandlung Vorwärts; die Artikel „Die deutsche Festungszeit“ und „Der Hochverräter“ im Feuilleton der „Leipziger Volkszeitung“ Nr. 255, 256 und 257.

Fritz Reuter wurde am 7. November 1810 als Sohn des Bürgermeisters von Stavenhagen in Mecklenburg geboren. Seinen Kindheitsjahren hat zum Teil der Sonnenschein gefehlt, in dem die Gaben des Geistes und Charakters sich voll Duft und Farbe fangen können. Der Vater war ein wohlmeinender, aufrechter Mann, aber ein trockener, zünftig-juristischer Beamter, ohne Verständnis für das weiche, hingebungsbedürftige Wesen des Knaben, in dem eine eigene Welt träumte. Die liebevolle, geistig bewegliche Mutter, der Fritz wahrscheinlich die „Luft zu sabulieren“ als Erbstück verdankte, starb vor den Jahren, wo dieser der festen, doch künden führenden Hand am nötigsten bedurft hätte. Der Unterricht — zuerst durch Privatstunden, dann an verschiedenen kleinstädtischen Gymnasien — ließ das Herz leer und löste nicht die Schwingen des jugendlichen Geistes, aber er erfüllte seinen Zweck: für das Examen zu drillen. Dem Vater galt es nämlich für ausgemacht, daß seine eigene Laufbahn auch die des Sohnes sein müsse. So bezog der Jüngling die Universität, zuerst zu Rostock, dann zu Jena, um Jus, Rechtswissenschaften zu studieren. Ohne irgendwelche Neigung für diese Wissenschaft und den in Aussicht genommenen Beruf, in voller Unklarheit über sich selbst, ungesellig gegen die Lockungen eines ungebundenen studentischen Lebens. Es begleiteten ihn die mißtrauischen Ängste des Vaters, mit dem es wiederholt zu scharfen Zusammenstößen gekommen war, weil ihm das Verstehen und Verzeihen dafür so fern lag, daß der Gang des Sohnes nach fröhlicher Geselligkeit und über die Stränge schlagender Lebensfreude die trockene Schul- und Bücherweisheit allzuoft beiseite schob.

In Jena lenkte Fritz Reuters Schifflein steuerlos in den Strom der damaligen „Studentenherlichkeit“ ein. Die stand in jenen Tagen zu Jena ganz im Zeichen der Burschenschaften. Die unklare studentische Bewegung — mit einem Gemisch von fortschrittlichen und reaktionären Idealen als Inhalt —, die sich seinerzeit an den Befreiungskriegen gegen Napoleon entzündet hatte, war

neuerlich hoch aufgeflammt. Mit anderen Zeiten hatte sich ihr Wesen abermals gewandelt. Unklar waren die Burschenschaften geblieben, aber die mittelalterlich-mystischen Stimmungen der Romantik begannen dem Sären und Brausen von Tendenzen zu weichen, wie sie später in dem „Jungen Deutschland“ ihren literarischen, in den Forderungen des „honetten“ liberalen Bürgertums ihren politischen Ausdruck fanden. Die Schwärmerie für die schwarz-rot-goldene Freiheit der einen deutschen Republik glühte in den jungen Köpfen, und der Haß gegen die bittelnenden kirchlichen und politischen Gewalten tobte sich in heftigen Worten und Gebärden aus. Das alles mit einem großen Aufwand jungburschenschaftlicher Sentimentalität und lärmender, zechfreudiger Geselligkeit, die dank der Einschnürung des geistigen und politischen Lebens, und des beschränkten Obriktungsverstandes aller Behörden auch die Manieren der Verschwendung erlernte; kurz behaftet mit Schwächen und getragen von Stärken, wie sie damals der studierenden Jugend von bürgerlichen Bevölkerungsschichten eigentümlich sein mußten, die noch nicht durch die weitere kapitalistische Entwicklung scharf differenziert worden und die vorläufig in der Opposition gegen die vormärzliche Reaktion eins waren. Der junge Reuter fühlte sich von dem Kern und der Schale der Burschenschaftsbewegung unwiderstehlich angezogen. Wohl fehlte ihm der politische Sinn, das tiefere Verständnis für die kausalen und webenden geschichtlichen Kräfte, jedoch sein Herz schlug heiß und ehrlich für ein verworrenes freiheitliches Ideal. So sang er begeistert die Lieder mit, die den Fürsten und anderen Gewalthabern Tod und Verderben drohten, aber freilich: er war auch einer der Eifrigsten, wenn dem Bäcklein von Tyrannenblut, daß man in der Phantasie rauschen hörte, Ströme von Bier vorausgeschickt wurden. Das Studium und der Geldbeutel des Vaters kamen dabei viel übler weg als das vormärzliche Deutschland. Und dennoch geschah das Ungeheuerliche. Der harmlose Jenseiter Student wurde zum „Hochverräter“ erhöht, an dem das Regiment der „feigen Westfälmücken“, des preussischen Absolutismus alle Brutalität, jede Niedertracht erprobte, deren er fähig war.

Man schrieb 1833; drei Jahre zuvor war in Frankreich wieder die Revolution durch die Geschichte geschritten und hatte einen König abgesetzt und eine Krone versenkend die Herrscher in Deutschland daran gemahnt, daß letzten Endes Gottes Gnade nicht länger währt als der Völker Geduld. Im Deutschen Reich, der frommen Kinderstube, regten sich geistig und politisch die sozialen Mächte, die mit dem fortschreitenden Kapitalismus danach trachteten, die Bande der feudalen Ordnung zu sprengen und der bürgerlichen Gesellschaft die Bahn freizugeben. Ein „neues Deutschland“ wollte erstehen. Dumpfe, freßende Unzufriedenheit braute unter den Bauern, die noch durch zu starke Reste der Leibeigenschaft und Erbuntertänigkeit gefesselt waren, um sich nicht durch die gnädigst verwilligten „Reformen“ genarrt zu fühlen; unter den Handwerkern und Krämern, denen der sich reckende Kapitalismus den goldenen Boden unter den Füßen zertrümmerte, und die vom Ende der politischen Büttelei das Heil erwarteten; unter der jungen Großbourgeoisie, die politischer Macht bedurfte, um ungehindert durch die Bureaucratie und Polizei einer selbstherrlichen Monarchie die engen Schranken der zünftigen Ordnung in Wirtschaft und Staat niederzulegen und das Reich der zügellosen, gewissenlosen Ausbeutungs- und Handelsfreiheit aufzurichten; unter den Trägern der geistigen Kultur, der liberalen Berufe, denen geistliche und weltliche Zensur die Flügel beschneit, sobald sie sich über den trüben vaterländischen Entenpfehl erheben wollten; unter dem modernen Industrieproletariat, das mehr und mehr als Klasse abgefordert wurde, und dem zugleich die patriarchalischen Ruten des städtischen Kunstwesens und absolutistischen Polizeistaats wie die neumodischen Skorpione der Kapitalmacht auf dem Rücken tanzten. Das überkommene System der „gottgewollten Abhängigkeiten“ brach noch nicht, aber es krachte bereits bedenklich bald hier, bald dort. Die Obriktungen in den Schreib- und Wachstuben wie in den Sakristeien hatten daher alle Hände voll zu tun, denen zu wehren, die an dem morschen Gebäude rüttelten. Und in keinem deutschen Bundesstaat geschah das mit so infamen Mäcken und Läden als in Preußen, wo die neue geistliche Entwicklung am stärksten eingeseht hatte, sich aber auch an den festesten Bollwerken der Junkerherrschaft und des persönlichen Regiments stieß.

Die Reaktion lehrte bald ihre volle Wucht wie früher schon einmal gegen die Burschenschaften, die ihr jetzt um so gefährlicher

dünkten, als ein Teil der freisinnlich gesinnten Studenten Fühlung mit revolutionären Handwerksgesellen gewonnen hatten, denen die Gewitterwinde über die französische Grenze her sozialistische Ideen zuwehten. Den Vorwand zum gewalttätigsten Einschreiten gegen sie bot der Sturm auf die Konstablerwache zu Frankfurt a. M. Er sollte am 3. April 1833 am Sitz des mehr verachteten als gefürchteten Bundestags die Revolution einleiten; seine nächste praktische Wirkung war jedoch die eines Signals zu einer neuen Demagogengeheze größten und schändlichsten Stils. Zu den ebenso romantisch tollkühnen wie politisch kindlichen Verschworenen des Frankfurter Putschs hatten auch Studenten gehört; die Burschenschaften besaßen das zu spüren. Wohl die meisten der nicht weniger als 1867 „Hochverräter“, die in den nächsten fünf Jahren im Gebiet des deutschen Bundes unter Anklage gestellt wurden, waren Studenten.

Fritz Reuter war nicht aus dem Erze, aus dem des Lebens gewaltiger Hammer politische Kämpfer und Helden schmiedet, nichtdestoweniger fiel er als eines der bedauernswürdigsten Opfer, die sich die Reaktion erkor. Durch polizeiliche Verfügung ward er von der Universität Jena vertrieben, obgleich er an den studentischen Unruhen in dieser Stadt nicht beteiligt gewesen war und die Untersuchung ihn auch sonst keiner politischen Missetat überführen konnte. Die Tore der Leipziger Hochschule blieben dem „Demagogen“ verschlossen, und auf der Durchreise durch Berlin wurde der „Hochverräter“ im Herbst 1833 verhaftet. Nun begann ein unsagbares Martyrium von vollen sieben Jahren, während denen der Unglückliche von Verhör zu Verhör, von Kerker zu Kerker geschleift wurde. Nach der Stadtvogtei in Berlin lernte er die berüchtigten Dunkelzellen der dortigen Hausvogtei kennen, die feuchten, eisigen Rasematten der Festung Silberberg, die Pesthöhlen der Festung Magdeburg. Nur die beiden letzten Jahre seiner Haft, die er in der Festung Graudenz und im „festen Hause“ Dömitz in Mecklenburg verbüßte, war er weniger die wehrlose Beute der schlimmsten Unmenschlichkeiten. Die Leiblichen und seelischen Torturen seiner Absperrung von dem Leben wurden fast vier Jahre lang durch die Pein völliger Ungewißheit über sein Schicksal verschärft. Erst im Januar 1837 erfuhr Reuter, daß die milden Richter gegen ihn „nur auf die einfache Todesstrafe, die Strafe des Weiles“ und die Konfiskation seines Vermögens erkannt hatten, weil er hinreichend verdächtig war, den gewaltsamen Umsturz der preussischen Staatsverfassung gewollt und Seine Majestät den König beleidigt zu haben. Der wortbrüchige Friedrich Wilhelm III., der in Zeiten der Not seinem Volke den friedlichen „Umsturz“ Preußens durch eine Konstitution feierlich gelobt, hatte sich nicht geschent, durch „Gnadenakt“ den Verurteilten lebendig begraben zu lassen, indem er die Todesstrafe in dreißigjährige Festungshaft umwandelte. Und das alles, mit einer endlosen Häufung entsetzlicher Einzelheiten, rechtswidrig und geselos!

Ein lebensfroher Jüngling, in dem der Wein noch unvergorener Kräfte überschäumte, war in den Kerker gegangen, ein gebrochener Mann kehrte daraus zurück. Reuter war zwar nicht wie viele seiner Schicksalsgenossen der Schwindsucht oder dem Wahnsinn verfallen, aber nicht einmal seine robuste Leibesgesundheit hatte den mörderischen Einflüssen verschiedener Kerker standzuhalten vermocht. Sein Augenlicht insbesondere war durch den längeren Aufenthalt in dunklen Zellen schwer geschädigt worden. Jedoch ein bei weitem unheilvolleres Übel noch hatte von „dem Sträfling“ Besitz ergriffen. Die lichtlose Verzweiflung langer Jahre, die kein starkes Gegengewicht an einer reifen persönlichen Entwicklung fand, hatte ihm einen furchtbaren Kumpan zugesellt: den Trunk. Der düstere Schatten ist ihm sein Lebtag gefolgt, so mannhast sich der Dichter später gegen ihn gewehrt hat. Als 1840 nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. Reuter wieder die Luft der preussischen Freiheit atmete, geriet er zunächst in die erbarmungslose Knechtschaft des Dämons, der ihm in der Zelle täuschlich Vergessen vorgegaukelt hatte. Sein Versuch, in Heidelberg das juristische Studium fortzusetzen, endete mit körperlichem und moralischem Bankrott im Säuferwahnsinn. Jedoch eine unverwundliche und unbezwingbare Lebenskraft wollte sich nicht im Schmutz zertreten lassen. Aus dem tiefsten Verfall erwuchs der Wille zur männlichen Selbstzucht. Nach den Lehr- und Leidensjahren begannen nun die Wanderjahre, die Reuters Charakter kräftigten und sein Talent der Blüte entgegenproffen ließen. Nicht draußen im Kreuz und Quer durch die weite Welt, nein in der engen Heimat mit ihrem sozialpolitischen Awdäer-Hausrat. Als „Strom“, als Bolontär auf mehreren mecklenburgischen Gutshöfen lernte er die stützende, empfortragende Macht der Arbeit kennen, die der herbe, keinschwere Duft der frischumbrochenen Scholle unwittert, saugte sich seine Seele voll mit Bildern, Stimmungen und Eindrücken von Land und Leuten, wie sie später in seinen Werken dichterisch zu neuem

Leben erstanden. Während der acht Jahre seiner landwirtschaftlichen Tätigkeit kam ihm die Kraft und Freiheit, das eigene Erleben in das Meer der Leiden und Freuden der mittleren und ärmeren bäuerlichen Bevölkerung zu versenken, die dem Mecklenburg seiner Zeit das charakteristische Gepräge gab. So trug er schwer, doch nicht erdrückend an der Unsicherheit und Schiefheit seiner Position und, von anderen Schmerzen abgesehen, nicht zum wenigsten an dem tiefgewurzten Mißtrauen des Vaters, der nicht an die Umkehr des „verlorenen Sohnes“ glauben konnte und ihn durch die Fassung seines Testaments die Möglichkeit zu einer selbständigen Existenz als Landwirt verlegte.

Mit der Selbsterhebung durch die Arbeit kam Schritt für Schritt auch das Glück. Die Liebe, die ihn mit der Pfarrerstochter Luise Runge vereinigte, überdauerte einen siebenjährigen Brautstand, den oft genug die Wolken innerer und äußerer Nöte überschatteten. Um Reuters Weib zu werden, bedurfte es nach der Meinung der Welt eines Mutes, welcher nur aus jenem Glauben geboren werden kann, der Berge versetzt. Es war Luise Runge's große, ja höchstwahrscheinlich die endgültig rettende Tat an „dem verbummelten Studenten“, daß sie diesen Glauben besaß und wie ein Heiligtum mit starken, treuen Händen durch alle Fährnisse und Bitternisse trug, die ihr an des Mannes Seite nicht erspart bleiben konnten. Ihr unerschütterlicher Glaube an die Güte und Reinheit seines Wesens, an den Ernst und die Kraft seines Willens gaben Reuter Selbstvertrauen und Selbstachtung zurück, und an ihrer Stärke richtete er sich stets bald wieder auf, wenn der alte böse Feind Sieger über ihn geblieben war. Aus dem unersiegbaren Born ihrer Liebe gab ihm das Leben mit Zins und Zinseszinsen, was er als Kind und Jüngling an alles tragender und alles duldbender Mütterlichkeit entbehrt hatte. Das große Glück dieses Ergebnisses half das zweite Glück zwingen und fesseln: die Kunst dichterischen Gestaltens.

Lauter und lauter erklangen in Reuters Brust die Stimmen, die zum Singen und Sagen drängten. In seinem Bekanntenkreis ging manches frische Gedicht, mehr als eine heitere Schnurre von ihm herum. Nach einer kurzen Tätigkeit als Privatlehrer in Trep-tow an der Tollense — für 25 R. die Stunde! — hatte er sich als Mitarbeiter eines Unterhaltungsblattes der Schriftstellerei zugewandt. Bald darauf grüßte ihn mit der Herausgabe seiner plattdeutschen „Läuschen un Rimels“ 1853 ein unbestrittener literarischer Erfolg, der seinen Ruf als Dialektdichter begründete. Endlich hatte Reuter das Feld gefunden, auf dem seines Geistes Ernten reisten, auf dem er schaffend ein Ganzes sein konnte. Das gesellschaftliche Odium der „verkommenen Existenz“, der schwer empfundene Druck, „nichts Rechtes“ geworden zu sein, sie waren von ihm genommen. Nun rehte es sich blütenfroh in seiner Seele. Von kleineren Veröffentlichungen in Prosa und Versen abgesehen, schuf Reuter verhältnismäßig rasch hintereinander die Werke, die ihn zu einem Liebling Ungezählter machten und seinen Ruf als Dichter über den Erdball trugen: „Kein Häfing“, die düster-gefühlsschwere Dichtung in Versen; „Hanne Räte“, „Ut de Franzjofentid“, „Ut mine Festungstid“, „Ut mine Stromtid“, „Döbrchläuchting“ usw. Reuter starb 1874 in seiner Villa zu Eisenach.

Seine Dichtungen sind einer bunten Fülle schöner Wiesenblumen gleich aus der heimatischen Scholle hervorgebrochen und fest in ihr verwurzelt. Aus ihr haben sie das gesunde Lebensmark gezogen, und die Sonne Mecklenburgs hat ihnen leuchtende Farben und den würzigen Hauch blühender Wiesen und wogender Getreidefelder verliehen. So ganz sind sie die Geschöpfe ihrer Heimat, daß sie plattdeutsch geschrieben werden mußten. Für sie war der Dialekt kein Kleid — wie für Hauptmanns Weber —, vielmehr zwingende Notwendigkeit, die äußere Erscheinungsform ihres inneren Seins. Dieses eigenartige seelische Leben und Weben konnte sich nur in der Muttersprache, in der Mundart restlos ausströmen. Indem das geschah, wurde aber die künstlerische Gestaltungskraft dieser Mundart erwiesen. Reuter vollendete für das Plattdeutsche, was der größere Künstler Klaus Groth vor ihm begonnen hatte, was das Alemannische dem kleineren Dichter Hebel verdankt: die Rehabilitierung als eines vollwertigen Instruments der Kunst. Schon diese Tat allein würde hinreichen, Reuter in der deutschen Literaturgeschichte unsterblich zu machen. Er hat aber dem einen Ruhmes-titel noch viele andere hinzugefügt.

Was eines Dichters Seele Erleben wurde, das hat eines Dichters Hand gestaltet: auf dem Hintergrund einer tief empfundenen Natur und eng gebundener sozialer Verhältnisse lebenswarme Menschen, die bei aller Eigenart Typen einer Welt sind, welche von der steigenden Flut der kapitalistischen Entwicklung über lang oder kurz verschlungen wird. Aus den Tiefen seines eigenen Wesens hat er aber so viel reine Menschlichkeit emporgehoben und zumal in seinen

Hauptgestalten Odem und Handlung gegeben, daß sie über die räumlichen und zeitlichen Grenzen dieser kleinen Welt hinaus leben, wo immer die Schlichtheit schluchzt und lacht. Abgesehen davon, daß kleinbürgerlich demokratische Oppositionslust in seinen Werken weht, gibt darum Neuter auch dem kämpfenden Proletariat unserer Tage mit vollen Händen, obschon ihm das Verständnis für dessen geschichtliche Existenz verschlossen geblieben ist. Voll zornbebenden Mitgeföhls mit dem tausendfältigen Leid der geknechteten ländlichen Tagelöhner konnte er in „Kein Hüsung“ den Sklaven zeichnen, der die Kette bricht und im heißen Grimm seines beschimpften Menschentums den Peiniger erschlägt; es ging aber über sein Vermögen, den bewußten, lähn-trohtigen Rebellen, der für sein Recht kämpft, auch nur in Jehann's Sohn ahnen zu lassen. Darin war er außerstande, dem Gebundenen durch Zeit und Umwelt zu entinnen, wie ihm auch ein anderes versagt geblieben ist. Neuters reiche humoristische Begabung überschüttete wohl die Alltäglichkeit mit heiteren Blüten und sonnigen Scheinen, allein sie wuchs nicht zu jenem großzügigen, erlösenden Humor empor, der in der Erkenntnis, daß „viele Geschlechter sich dauernd an ihres Daseins unendliche Kette reihen“, sehnfüchtig und jauchzend immer wieder nach den Sternen greifen läßt, wenngleich er weiß, daß schließlich die zitternden Finger nur ein bescheidenes Blümchen halten werden. Das empfunden zu haben war sicherlich die tiefste Tragik in Neuters Leben, das wie wenige reich an dunklen Schatten und strahlendem Licht gewesen ist.

Klara Zetkin.

### Von guten und schlechten Büchern für unsere Kinder.

I.

Weihnachten naht wieder heran, das alte, schöne Fest, da man jedem, den man lieb hat, eine Gabe unter den Terezenschmückten Baum legt. Weise muß die Gabe gewählt sein. Denn sie soll erfreuen und nützen zugleich. Unserer Jugend, vor allem dem Kinde, das die Schule besucht, schenken Vater und Mutter gern ein Buch. Ob sie recht daran tun? Es gibt viele Erzieher, die diese Frage verneinen. Sie fordern, daß man das Kind möglichst lange von der Bücherweisheit fern halte; man solle nicht dulden, daß es zum Stubenhocker werde. Sein Blick sei durch Beobachtung der Umgebung und der Natur zu schärfen, sein Körper durch Wandern und Turnen zu kräftigen, seine Phantasie müsse sich in freiem, ungebundenem Spiel betätigen. Es ist nun aber einmal der Brauch, Bücher zu schenken. Und da heißt's anpassen! Es gibt so viele schlechte Bücher in der Welt. Die kindliche Seele ist noch weich wie Wachs, jeder Eindruck prägt sich tief und für lange Zeit darin ein. Und ein Buch wird das Kind viele Stunden beschäftigen, das vielleicht sein Geschenk wie ein Heiligum hütet. Darum muß das Buch, das man dem Kinde schenkt, besonders sorgfältig ausgewählt sein. Es darf nicht spekulieren auf Triebe und Regungen in dem werdenden Menschen, die möglichst eingedämmt und zurückgedrängt werden müssen, da sie eine Gefahr für den Lebenskampf bedeuten. Es muß ein treuer Freund, ein guter Kamerad sein. Die Arbeiterschaft sieht in ihren Kindern das kommende Geschlecht, das einst das erringen soll, wofür wir heute mit heißer Sehnsucht kämpfen. Sie muß vor allem darauf achten, daß ihrem Nachwuchs kein Schaden durch schlechte Bücher zugefügt werde. „Ein Buch hat oft auf eine ganze Lebenszeit einen Menschen gebildet oder verdorben.“ (Herder.) Von diesem gewaltigen Einfluß eines Buches wissen uns bedeutende Männer aus ihren Jugendtagen zu erzählen. Ein schlechtes Buch kann alles das untergraben, was durch Erziehung und Lehre in der jungen Menschenseele aufgebaut ward.

Leider gehen noch viele Eltern mit zu großer Sorglosigkeit an den Einkauf von Büchern für ihre Kinder. Leider trifft auch auf viele Arbeitereltern das bekannte Wort des Hamburger Vorkämpfers für gute Jugendschriften, Heinrich Wolgast, zu: „Ein Stück Zeug, den Hofenboden des Jungen auszubessern, wird mit mehr Überlegung und Sachkenntnis gekauft als die Nahrung für Geist und Charakter.“ Proletarier kaufen häufig im nächsten Warenhaus auch ihre Bücher. Das sind jene Bücher mit dem aufgestellten bunten Bilde, mit dem Papier so dick fast wie Pappe, mit dem minderwertigen Druck, Bücher, die schon durch ihr Äußeres geschmackverderbend sind. Diese sogenannten Großbücher werden von gewissenlosen Kapitalisten unter die Menge geworfen, und sie bringen den schönsten Profit. Eine Gruppe solcher Bücher erzählt von Krieg und Nord; jede Seite trieft von Blut; vor keiner Grausamkeit und Roheit schrecken die handelnden Personen zurück. Das sind vor allem die Indianerbücher. Andere Großbücher sind viel

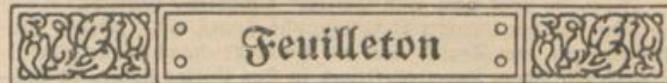
friedlicher. Sie berichten von artigen und unartigen Kindern, von edlen Grafen und Prinzen; knüppeldick ist die Moral aufgetragen. Zu dieser Art von Büchern voller Verlogenheit gehören auch die sogenannten „Bachfischgeschichten“, die unsere großen Mädchen vielfach heißungrig verschlingen. Sie schildern Mädchen der höheren Kreise, ihre Gouvernanten, ihren Anstandsunterricht, ihr Pensionsleben, plaudern von Ballerlebnissen und Eisbahnabenteuern und all jenem nichtigen Plunder, der das Leben einer höheren Tochter ausfüllt. Was sollen Arbeiterkinder mit solchen Büchern? Diese Erzählungen sind von einer ganz verlogenen Lebensauffassung durchtränkt. Das Kind, das sie in Menge liest, tritt mit ganz falschen Erwartungen ins Leben ein. Wir wollen aber doch unsere Mädchen nicht zu Zierpuppen erziehen, die Romane lesen, auf dem Klavier klümpern und auf den reichen Mann warten. Unsere Mädchen, die einst die Mütter und Erzieher einer geistig gesunden Jugend sein sollen, müssen denkende Kämpferinnen, starke Charaktere, aufrechte Persönlichkeiten werden. Dann dürfen wir ihnen nicht die leichte und gefälschte Kost der Bachfischliteratur bieten.

Weiter gibt es unter jenen Büchern eine Reihe Märchenbücher, Ausgaben von Till Eulenspiegel, Reinecke Fuchs, Rübezahle sowie Robinson und anderen klassischen Werken der Jugendliteratur. Aber ihr Text weicht vielfach so weit von der schlichten Schönheit des Originals ab, ist so verstümmelt und „bearbeitet“, daß man sie nicht in die Hand von Kindern geben soll, deren Geschmack man bilden möchte.

Alles in allem: Diese Großbücher dürfen auf keinen Fall gekauft werden. Laßt die Kapitalisten, die Herren Weichert, Bartels, Kühn, Wadenschlager, Düms, die diese Machwerke fabrizieren, sitzen mit ihrem Schande!

Für dasselbe Geld können wir ebenso umfangreiche und billige, dabei aber schöne und gute Bücher erwerben. Heute gilt nicht mehr die Entschuldigung, daß gute Bücher teuer seien. Die letzten Jahre haben uns eine Hochflut guter und zugleich wohlfeiler Bücher gebracht. Es ist das vor allem dem Wirken der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften zu verdanken. Diese sichten scharf unter den Neuerscheinungen und geben jedes Jahr ihr Verzeichnis guter Jugendschriften heraus. Die Bewegung gegen das Elend in der Jugendliteratur hat ihren Ausgang genommen von der freigeitlich gesonnenen Hamburger Lehrerschaft. Bei ihrer Arbeit leitet sie der Grundsatz: „Jedes Buch für die Jugend muß ein Kunstwerk sein.“ Auf Grund dieses Satzes mußten sie sich vor allem gegen die Anzahl jener Werke wenden, die zum Patriotismus und zur Frömmigkeit erziehen wollten, deren Tendenz breit und widerlich in den Vordergrund trat. Die Prüfungsausschüsse haben sich durch ihr Vorgehen natürlich die Feindschaft aller Chauvinisten und Mucker zugezogen. In den letzten Jahren hat auch der Bildungsausschuß der sozialdemokratischen Partei ein Verzeichnis guter Jugendschriften herausgegeben, das sich im allgemeinen mit dem Hamburger Verzeichnis deckt, im besonderen aber eine Reihe von Büchern hervorhebt, die für Arbeiterkinder von Bedeutung sind.

Roland.



### Kampf und Not.

Von Frid Neuter.

Sag an mir, mein Tapftrer, was wohl dir gefällt,  
Sag an mir, was ist deine Lust?  
Mir leuchtet so schön des Dorfes Brand,  
Mir scheint so schön der Feinde Land  
Und das Feld und die Welt und kein Geld.

Sag an mir, mein Tapftrer, was ist dir so wert,  
Sag an mir, was ist deine Braut?  
Als Braut umarm' ich den Ruhm und die Ehr',  
Als Liebchen umarm' ich das blanke Gewehr  
Und ein Pferd und ein Schwert und kein Herd.

Sag an mir, mein Tapftrer, was färbst du so rot  
Den schneeligen Boden mit Blut?  
Ich färb' mit dem Blute den leuchtenden Schnee  
Und sand auf der Erde nur Jammer und Weh  
Und die Not und den Tod und kein Brot...

o o o

## Der Apachenüberfall.

Von Owen Wister.

(Fortsetzung.)

„Ich habe mir auch nicht eingebildet, daß ich den Weg zwischen zwei Mahlzeiten zurücklegen könnte,“ bemerkte Cumnor.

„Nein — sicher nicht! Aber warum haben Sie denn gerade diesen Weg gewählt?“ „Ein Mann hat mir dazu geraten.“

„Ein Mann? So! Na, ich will Ihnen nur sagen, daß Fremde immer angelogen werden in Arizona. Ich würde Ihnen geraten haben, über Tres Mamos zu gehen. Der Mann, der Ihnen Auskunft gegeben hat, würde selbst wohl auch diesen Weg gewählt haben. Aber sagen Sie mir, Bäckchen, lieben Sie die Indianer?“

Cumnor atmete heilig. „Ich bin nicht furchtsam.“

„Nicht furchtsam? Nein, natürlich sind Sie nicht furchtsam! Was wollen Sie denn in San Carlos? Haben Sie dort Stadtkarten?“

„Nein,“ antwortete der Jüngling zu Jones' ungeheurem Vergnügen ganz ernsthaft. „Ich habe einen Bekannten dort. Er steht bei der Kavallerie.“ Dann fuhr er in gezwungen heiterem Tone fort: „Was für eine Stadt ist San Carlos eigentlich? Wird dort viel Sport getrieben?“

„Stadt?“ Proben-Jones hielt sich an dem Geländer, das den Hof umzäunte, fest. „Sport? Nun, ich will Ihnen beschreiben, was das für eine Art Stadt ist. Da gibt's keine Straßen und keine Häuser, da gibt's weder Land noch Wasser im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Aber einen Berg gibt's, den Turnbull — der sieht fast so aus wie ein gewöhnlicher Berg, aber niemand wagt ihn zu besteigen! Der Schöpfer hat San Carlos nicht gemacht; San Carlos ist viel älter als er. Nachdem der Schöpfer das Paradies mit den Obstbäumen verschlossen hatte, kam er an San Carlos vorbei und ließ es gerade so, wie er es fand — weil er zeigen wollte, wie man vor ihm gearbeitet hatte. Er tat dort herum gar nichts. Denken Sie sich einen Haufen Sand und Asche und Dornen und glühend heiße Steine und darunter Skorpione und Schlangen. Das ist San Carlos. Und in dem Sande verstreut sieht die Armee der Vereinigten Staaten und jagt Apachen.“

Cumnor schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Das schadet nichts. Ich will auch Apachen jagen!“

„Haben Sie den Mann gesehen, den Ephraim heute vor der Schlucht gefunden hat?“ „Nein, ich kam zu spät hier an.“

„Der Mann hatte ein Loch in der Brust von einem Pfeil! Wenn man dann gleich stirbt, ist es ja keine große Sache. Aber der ist nicht gleich gestorben, der hat noch was aushalten müssen. Verdrückt zu werden, muß auch nicht gerade angenehm sein! Hören Sie, Ihr Weg führt durch die Berge, in die diese Bande gezogen ist. Ich rate Ihnen, Bäckchen, kommen Sie mit mir nach Tucson,“ drängte Jones plötzlich.

Cumnor schwieg. Endlich fragte er: „Machen noch andere Leute denselben Weg?“

„Ja, der Weg führt auch nach Grant, und die Mexikaner bringen Frachtgut dorthin. Aber wie ist's, wollen Sie mit mir nach Tucson gehen?“

„Nein, ich gehe nach San Carlos,“ antwortete Cumnor.

„Sie sind ein dummer Kerl,“ brauste Jones auf. „Gehen Sie meinethwegen zum Teufel, Sie mit Ihrer Weihnachtspistole! Und ob Sie Ihren Kavalleriefreund in San Carlos finden, ist auch noch nicht ausgemacht. Die Indianer haben kürzlich viele Soldaten totgeschossen. Na, gute Nacht.“

Proben-Jones verschwand, und Cumnor ging zu dem Schuppen, in dem sein Sattel und seine Decken lagen. Er fühlte sich wie zerschlagen nach all den aufregenden Erlebnissen dieses Abends. Er breitete seine Decken über den trockenen Dünger, zog Rock und Hose aus und rollte beide zu einem Klopffissen zusammen. Dann streckte er sich aus und legte die verachtete Pistole neben sich. Es war stockdunkel, nur der große weiße Frachtwagen leuchtete aus der Dunkelheit hervor.

Der Jüngling dachte, daß er sich auf dieser ersten selbständigen Reise in das Sandmeer von Arizona recht töricht benommen hätte. . . . Kein Mensch war hier freundlich gegen ihn gesinnt, und jetzt hatte er es nun auch mit Jones verdorben. . . . Ein Fremder, der doch nichts gegen ihn gehabt haben konnte, hatte ihm absichtlich den falschen Weg gewiesen! . . . Er fürchtete sich nicht vor einem Haufen von Feinden. . . . In Pennsylvania hatte er auch Feinde gehabt und war mit ihnen fertig geworden, mit seinen Feinden hier wollte er auch schon fertig werden. Aber diese unpersönliche Feindseligkeit, die sich nicht fassen und greifen ließ, war neu und hart für ihn: er fühlte die grausame, mörderische und feige Atmosphäre des Südwestens, in der die Zuchthäuser, die Kalifornien ausgewiesen hat, prosperieren. . . . Er dachte an den namenlosen, heute begrabenen Mann und an die rohen Wiße über seine Ver-

stümmelung. Cumnor war kein unschuldiges Kind mehr, aber dieser Spott über einen Toten hatte seine junge, noch nicht verhärtete Seele verletzt. So lag er und sah mit heißen, trockenen Augen zu dem glänzenden Sternenhimmel auf. Ein Luftzug streifte den Windmotor; seine Flügel drehten sich einen Augenblick knarrend und standen dann wieder still.

Dann fühlte er, wie die kalte Morgenluft über seine Augen strich — er mußte geschlafen haben — fest geschlafen haben. Es war totensstill und noch ganz dämmerig. Er mußte sich erst besinnen, wo er war. Die Mexikaner waren schon aufgebrochen, der Frachtwagen war fort, und das Feuer, auf dem sie sich ihr Frühstück bereitet hatten, verlöchte im Sande. Cumnor wußte, daß dort ein Wagen gestanden hatte, und jetzt sah er nur kalte, ferne Gipfel.

Während er so ruhig und warm in seine Decken eingehüllt lag, entstand Geräusch in der Hütte. Ephraims Stimme rief den jungen Mann in die Wirklichkeit zurück. Er wußte wieder, daß er in Arizona war, er wußte wieder, was er erlebt hatte. Sein Blick fiel auf das graue Pfahlwerk, welches das Grab umgab. . . . Indianer? — . . . Er wollte den Mexikanern nachjagen und in ihrer Gesellschaft nach Grant reisen. Frachtführer konnten nur fünfzehn Meilen am Tage zurücklegen, und wenn er gleich nach dem Frühstück aufbrach, konnte er sie noch vor Mittag erreichen. „Sechs Mann brauchen sich ja nicht vor den Apachen zu fürchten,“ dachte Cumnor. Er hörte die Stimme von Proben-Jones, hörte, daß man den Ofen anheizte, hörte die Unterhaltung drinnen lauter und lauter werden. Cumnor lag ganz still und horchte auf das, was Jones sagte; dieser Mensch war der einzige, der Teilnahme für ihn gezeigt hatte. Ephraims Whiskyflaschen klirren, und der alte Mister Adams sagte heiter: „Das ist das Beste zum Mund spülen,“ dann hörte er erneutes Klirren und eine Frage von Proben-Jones.

„Wessen Sporen?“ fragte Jones.

„Meine,“ hörte er Adams antworten.

„Wie lange gehören sie Ihnen?“

„So lange, wie ich sie habe, glaube ich.“

„Nun, Sie haben sich lange genug an den Sporen gefreut.“

Die Stimme von Proben-Jones klang ganz verändert. „Und Sie werden sie dem Jungen zurückgeben.“

Dann folgte ein Gemurmel, das der Jüngling nicht verstehen konnte.

„Sie werden sie zurückgeben,“ wiederholte Jones. „Ich habe gesehen, wie Sie sie da unter dem Stuhl fortgenommen haben.“

„Das ist wahr, Mister Adams,“ sagte Ephraim. „Ich habe es auch gesehen — ich habe aber natürlich nichts gesagt. Aber da Mister Jones darauf aufmerksam macht —“

„Seit wann sind Sie denn so ehrlich geworden, Jones?“ grollte Adams, der einsah, daß er seine Beute hergeben mußte. „Und warum haben Sie denn gestern nicht gleich was gesagt, he?“

„Ich kannte den Jungen noch nicht,“ antwortete Jones. „Und wenn Sie nicht verstehen, daß so ein tapferes junges Blut Achtung verdient — ich verstehe es eben.“

Als der Jüngling draußen im Schuppen diese Worte hörte, begann er besser von den Menschen und dem Leben im allgemeinen zu denken und kroch aus seinem Versteck hervor. Er war vollständig für das Grenzleben ausgerüstet, und es bereitete ihm Vergnügen, sich anzuleiden. Unterdessen ging die Sonne auf und machte die Welt mit einem Schläge strahlend hell. Die nahen Sandhügel färbten sich rot, die harten Yuccas und Mesquites schimmerten in blassem, durchleuchtetem Grün und verhüllten mit ihren lanzettförmigen Blättern und ihren feinen Samentapseln das Antlitz der Wüste wie mit einem Schleier. Violette Spigen und Zacken umrahmten das wunderbare Bild. Aus den Fenstern drang der Geruch von Speck und Kaffee hervor und füllte das Herz mit Mut und Verlangen.

Ephraim guckte zum Fenster hinaus und rief Cumnor zum Frühstück. Jones saß schon am Tische und grüßte sehr kurz; aber die Sporen waren da, sie lagen wieder unter dem Stuhle in der Ecke, wo Cumnor sie hatte liegen lassen.

In Arizona wird bei keiner Mahlzeit viel gesprochen, beim Frühstück aber gar nicht. Cumnor saß da und aß und grübelte. Dabei fiel sein Blick auf die milchfarbene Dame und die Kette. „Diese Sache muß ich noch in Ordnung bringen,“ dachte er. Aber wann und wie er es tun sollte, war ihm nicht ganz klar. Er hatte keine Gile, seine Reise fortzusetzen. Die Mexikaner, die er früher oder später einholen mußte, besaßen keine große Anziehungskraft für ihn. Nach dem Frühstück lungerte er ebenso wie die anderen Gäste in der Hütte umher, während Ephraim und sein Gehilfe draußen tätig waren.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Clara Reifin (Zumbel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.